

(Nachdruck verboten.)

6] Die Schuldige.

Von C. Viebig.

Hatte er seinen Beruf verfehlt? Oft hatte er sich's gefragt, wenn sein Herz so thöricht pochte, wenn sich ihm Worte der Entschuldigung statt Worten der Anklage auf die Lippen drängen wollten. Er war zu weich, viel zu weich; er sah nicht mit den Augen des Richters. Er sah mit denen des Menschenfreundes. Seine Seele trampfte sich zusammen beim Leiden der Welt, sie bäumte sich auf, sie wollte sich empören gegen das „Schuld ist Schuld, Gesetz bleibt Gesetz“. Er war kein guter Staatsanwalt, er würde keine Karriere machen, und mit Recht; wie weiches Wachs darf der nicht sein, der da immer zu sprechen hat: „Ich klage an.“

Der Gräbelnde fuhr zusammen, ein greller, lustiger Kinderschrei drüben von der Wiese her schreckte ihn auf. Wie sie lachten! So viel Frohsinn, so viel Heiterkeit; warum sah er, er allein, immer zuerst die düsteren Schatten, die das blumigste Thal verdunkeln?

„Aeh!“ Mit unmutigem Kopfschütteln trat Milde seinen Weg an. Der war einsam. Die Bäume standen wie Riesenschwärmer, kein Hauch flüsterte in den Blättern; es war still, kein Vogelruf, kein Käferjurren. Er schritt weiter. Der Pfad ward schmal und schmaler; nun spergte ein Bach den Weg, schäumend und perlend sprudelte er zwischen moosigen Steinen. Der Wanderer sprang hinüber, dichtes Gebüsch umfing ihn, ein steiler Hang stieg vor ihm auf. Stamm an Stamm, so dicht wie eine Mauer; drunter üppige Farrenwedel und rankendes Brombeergestrüpp. Hier ging's hinauf zur Höhle. Milde wischte sich den Schweiß von der Stirn. Es war ein mühseliges Steigen, ein Klettern ohne Weg und Steg, ein Anklammern und Fortheifen an vorstehenden Wurzeln und überhängenden Zweigen.

Tiefathmend hielt er inne und lehnte sich an einen glatten Buchenstamm. Goldene Kringel tanzten vor ihm auf der Moosdecke, hoch oben, wo die dichten Wipfel ein Stückchen Himmel hereinsehen ließen, segelte ein leichtes Abendroth. Grünes dämmerndes Licht umfing schläfernd die Sinne; da — horch — ein Ton, ein verirrter Klang!

Es sang jemand!

Leise, wie ein Hauch, wehte es über die Büsche — der Wanderer fuhr zusammen. Das kam von der Höhle.

Er kletterte weiter, er troch auf Händen und Füßen — jetzt war er oben, nur dichtes Buschwerk trennte ihn noch von dem kleinen Wiesenplan. Er blieb auf den Knien liegen und lugte mit scharfem Blick durchs Gesträuch. Die Augen waren ihm wie geblendet, sie gingen über. So golden, so grün war der Rasenfleck, wenige Fuß im Geviert, vor der düsteren Höhlenwand. Tausend Blumen blühten darauf, ein reiner Quell plätscherte, auf tiefhängenden Zweigen der umstehenden Bäume sahen Waldvögel in Schaaren und bliesen die Federn auf. Süß und sanft wie im Traum klang ihre Melodie: „Tirili — tüi — tüi“ und dazwischen fielen Worte, halb gesungen, halb gesummt:

Dven uf em Berge —
Sicht e su leis dän Wind —
Das sikt Jongfra Maria —
Dn wiegel ihr Kind —
Su — su — hajja popajja — su — su“

Tirili — tüi — tüi —

Wer war das? Ein Mensch, die heilige Genoseva selber? Dem Lauscher stieg das Blut zu Kopf, sein Herz pochte, er war erschrocken, verwirrt; sollte er das seltsame Wesen anrufen, das da mitten im Sonnengefunkt saß, ein Kind in den Armen? Sie wiegte es sacht hin und her, dabei glänzten ihre langen Haare wie gesponnenes Gold. Sie saß auf einem Stein, die nackten Füße standen in lauter Blumen, ihr Gesicht schwamm in geheimnisvoll schimmerndem Duft.

Nun lächelte sie, mit unbeschreiblicher Glückseligkeit neigte sie sich zu dem Kind in ihrem Schooß. — Nein, das war keine Heilige, sie öffnete den Mund, sie sprach, unverfälscht kam der Moseldialekt über ihre Lippen.

„Gelt Dau, mein Jüngelche, dat Sönnche es e su schien,

dat duht onsem Rōnd e su gud — o Dau mei lief goldig Engelse!“ Sie bedeckte die kleinen Hände des Kindes mit Küffen. „Jao, wenn ech Dech net hätt! Ruck, ech möchten vor Dech hintneien on Dech anbeten als wie en Wunner; bitt' Dau for mech an Gottes Thron — o Dau mei Herrgöttche! — Erscht sein ech e su arm gewest, nau sein ech e su reich, kein Kenigin hat mieh — Dau — Dau — su su — hajja popajja!“

Sie preßte das Kind lebhaft an ihre Brust, dann stand sie auf und ging mit wiegenden Schritten hin und her. Milde wagte nicht zu athmen, mit weit geöffneter Augen starrte er auf die Gestalt des jungen Weibes. Alle Märchen der Kindheit schossen ihm durch den Sinn, er kam sich selber vor wie im Märchen. Um ihn her tiefste Waldeinsamkeit. Wie verzaubert sangen die Vögel, Grillen zirpten heimlich, und mitten in der Blumenwildniß ein Wesen — nur eine Bäuerin im groben Friesrock und geflicktem Hemd — aber die Füße, die Schultern so weiß, die Haare golden, auf dem Antlitz die verklärte Seligkeit himmlischen Mutterglücks!

Langsam verblaßte das Sonnengold, ein Windhauch schauerte durch die Büsche, zusehends ward es dämmerig und dämmeriger; nur ein schmaler Streifen Licht fiel noch schräg über den Wiesenplan. Milde fühlte nicht, daß ihm die Kniee schmerzten, er lugte noch immer durchs Gesträuch — nun machte er eine unvorsichtige Bewegung, ein Zweig knirschte. Gleich dem gescheuchten Reh fuhr das junge Weib zusammen. Zwei große schwarze Augen glitten über die Büsche hin, halb furchtsam, halb wild drohend — einen Augenblick nur, dann lächelte das weiße Gesicht wieder.

„Ne, ne, et es dän Wind gewest, dän Wind on de Heimelcher im Gras — ha ha!“ Sie lachte gedämpft. „Se finnen mech net, mech net on Dech net — o Dau — Dau!“

Sie hob wie im Triumph mit beiden Armen das Kind in die Höhe. Milde sah über dem Bündel arnfeliger Lumpen ein winziges, rosiges Gesichtchen, dann verzog sich dasselbe, ein klägliches Weinen ertönte.

„Jao, jao, mei goldig Engelse, Dau has Honger, Dau duhst frieren, waart!“ Eilig kauerte die Mutter nieder, schlug ihren Friesrock über die Schultern und legte unter der wärmenden Hülle das kleine Geschöpf an ihre Brust.

Unhörbar zog sich der Lauscher zurück. Jetzt war's genug, ihm kam's nicht zu, weiter das Mutterglück zu belauschen; fast wollte es ihn schon wie Scham beschleichen, ein unerklärliches Gefühl durchzog sein Inneres. Wie benommen glitt er den Abhang hinunter. Das Weinen hatte aufgehört, nur „Su, su — hajja popajja“ klang noch schwach hinter ihm drein.

Drunten stand er tief athmend still und faßte sich an die Stirn. War's möglich? War's nicht ein Traum, war er es selber noch? Freilich, da sprang der Bach schäumend und perlend über die Steine, und dort führte der Weg zum Ramstein! Hier unten im Thal war schon tiefe Dämmerung, fast Nacht; Milde hatte kaum der Finsternis acht, seine Seele weilte noch oben auf dem sonnenbeglänzten Rasenfleck. Wirre Gedanken jagten durch seinen Kopf. Da schien wohl kein Zweifel, das junge Weib in der Genosevahöhle war die verschwundene Barbara Holzer, des Pfälzlerbauern Magd; sie saß oben in der Höhle und verberg ihre Schande vor der Welt. Ihre Schande — oder ihr Glück? Ja, da war er wieder, der böse Zwiespalt, der so oft die Seele ängstet und Recht in Unrecht kehrt, Unrecht in Recht! War es nicht die reinste Freude, die der Mutter an ihrem Kind? Gab es etwas holdseligeres als jenes junge Weib, dessen Gesicht mitten in der Verlassenheit den Stempel schönster Verklärung trug? War hier Sünde, Schande?

„Ich weiß es nicht,“ murmelte der Staatsanwalt, „fragt man die Frucht, wenn man sie genießt? woher stammt du? Die Blume: wo bist du erblüht? Erstand die Wurzel auch in Schutt und Moder, in Sumpf und Fäulniß, man kehrt sich nicht daran, die Frucht, die Blume sind da. Die Schöpfung ist eben so eingerichtet. Warum soll man hier sagen, das Kind der Schande“ und mit Aber und Psui das schöne Mutterglück in den Staub treten? Warum? — Darum! Das Gesetz spricht sein „Un-giltig“ über die Verbindung, der das junge Menschenwesen entsprossen, es brückt mit starker Hand den Stempel des Makels auf die Stirn der Mutter und wirft das Kind zu den Namenlosen; es ist grausam, aber — Gesetz bleibt Gesetz, die

Sitte muß bestehen, es sei denn, die Welt ginge aus den Fugen. Und doch —"

Der Einsame schreckte zusammen, unweit von ihm tappte etwas, unwillkürlich trat er hinter einen Stamm und hielt den Athem an. Es kam näher, aus dem Schatten wuchs eine Männergestalt auf, groß und schlank, ein Bündel unter'm Arm. Nun stand der Ankömmling still und spähte umher — nichts zu hören, nur das Rauschen des Baches und das Wispern des Abendwindes in den Blättern. Milde rührte sich nicht, das Gebahren des Menschen war so eigentümlich schein und ängstlich, er that wie einer, der etwas zu verbergen hat. Nun stand er dicht neben dem Baum, dessen breiter Stamm den Staatsanwalt verdeckte; ein schwacher Schein fiel durch's Gezweig mitten auf das Gesicht unter der breitkrämpigen Mütze. Ei, das war ja der Lorenz von Pfalzelhof! Schon wollte Milde die Hand vorstrecken und auf die Schulter des Burschen fallen lassen, als dieser noch einmal den Kopf nach allen Seiten drehte, mit einem geräuschlosen Satz über den Bach sprang und gewandt den steilen Hang zur Höhle hinauf zu klettern begann. Wald war er im Dunkel verschwunden; nur das Brechen von Ästen, das Knicken dürrer Holzstämme tönte noch zurüd.

(Fortsetzung folgt.)

Die Pflanzenwelt des Berliner Thiergartens.

Von den zahllosen Berlinern, die an den Wochentagen oder, da der größte Theil ja nur Sonntags Zeit hat, an den Sonntagen in den Thiergarten hinauspilgern, haben wohl bisher nur wenige die ungemaine Mannigfaltigkeit der Holzigen Gewächse, Bäume und Sträucher beachtet. Und woher sollten diese Großstädter auch befähigt sein, die Natur in ihrer Vielgestaltigkeit zu erfassen; wird doch noch heute in den höheren Lehranstalten dem Primaner das unwichtigste Zeug eingebläut; z. B. daß Horaz im 1ten Vers seiner 1ten Ode Falerner- und ja nicht etwa Massicerwein erwähnt; ob der Primaner aber eine Eiche von einer Buche, eine Kiefer von einer Tanne unterscheiden kann, danach fragt ihn kein Mensch, das ist gleichgiltig, denn es gehört ja nach Ansicht des humanistischen Gymnasiums nicht zur allgemeinen Bildung. In den Real-, Bürger- und Volksschulen, sieht es damit nur wenig besser; und doch läßt es sich glücklicherweise nicht leugnen, daß gerade beim Großstädter guter Wille und rege Freude an naturwissenschaftlichen Fragen in reichem Maße vorhanden sind.

So mag es denn auch für manchen von Interesse sein, zu erfahren, daß unser Thiergarten neben einigen zwanzig an Ort und Stelle unzweifelhaft heimischen Holzgewächsen nicht weniger als 80—90 angepflanzte Bäume und Sträucher aus aller Herren Ländern beherbergt, von denen ein Theil sogar gänzlich verwildert ist und das Bürgerrecht in der Berliner Flora erworben hat.

Nicht immer war die Vertheilung von Laub- und Nadelwald, von Sumpf und Wiese, von Wasser und Haide die gleiche wie heute; geht doch der in der Natur herrschende, stete Wechsel der Formationen unter der Hand des Menschen doppelt schnell von statten. Es haben sich ausgedehnte Eichen- und Buchenbestände, Kieferwald und besonders Erlenbrüche in ihm befunden, von denen heute nur noch kleine Reste zu entdecken sind. Die jetzigen Formationen des Parks überall mit Sicherheit auseinander zu halten, ist nicht leicht, ja fast unmöglich, denn in jahrhundertlanger Pflege hat der Mensch zu sehr die Gegensätze gemildert, die Grenzen verwischt. Im großen und ganzen haben wir aber im Park das Bild eines reich gemischten Laubwalds vor uns mit noch einzelnen reinen Beständen von Eiche, Buche und Birke. In einem weithin gelegenen Theil, den man seiner geringen Kultur wegen oft scherzweise die Wildnis nennt, herrscht Kiefer mit üppigem Laubunterholz vor. Große Rasenflächen, die als reine Kunstprodukte zu betrachten sind, wechseln mit bald feucht-, bald trockengründigen Waldwiesen. In der Gegend des Hippodroms treffen wir noch auf Reste einer ausgeprochenen Sandflora; die der trockenen Waldländer dagegen ist leider seit Jahrzehnten von dort verschwunden. Die Pflanzenwelt, die unter dem Schutz der Büsche gedeiht, hat für den Frühling, wie für den Sommer eine eigene Phytognomie angenommen. In den Gewässern haben eine Reihe Begleitpflanzen stehender Teiche Unterfunkt gefunden, an ihnen eine Anzahl typischer Uferpflanzen sich angesiedelt. So haben wir im Thiergarten mannigfaltige, wenn auch räumlich eng begrenzte Formationen.

Als heimische Holzgewächse sind außer den beiden Eichenarten, Stein- und Stieleiche, Birke, Erle, Buche, Hainbuche, Esche, Kleinblättriger Linde, Zitterpappel, Feldulme und Kiefer noch Vogelkirsche und Vogelbeere (Eberesche), Spindelbaum, Faulbaum, Schlehe, Hollunder, Haselnuß, Brombeere, Himbeere und mehrere Weidenarten zu betrachten. An Schlinggewächsen befinden sich besonders in der Nähe des Neuen Sees prächtige Hopfenstauden und zwischen Schneckenberg und Goethe-Denkmal baumhohe, jahrhundertalte Ephenstöcke. Rankendes Geißblatt (Je länger, je lieber) ist nur in einigen Exemplaren in der Wildnis und im Bellevue-Garten vor-

handen. Desto häufiger, wenn auch vom Publikum übersehen, findet sich in den Nadelkronen der Kiefer der immergrüne Parasit, die Mistel; und man kann, wenn man sich nur die Mühe nimmt, danach auszuspähen, mit ziemlicher Bestimmtheit darauf rechnen, sie fast auf jeder einzelnstehenden Kiefer zu entdecken; einige schöne, leicht und weithin sichtbare Büsche an der Nordostseite der Rousseau-Insel sind vor einigen Jahren zugleich mit ihren Wirthin der Art zum Opfer gefallen. Diese merkwürdige Schmaroherpflanze mit ihren dickelederartigen Blättern, ihren gabligen Aesten, ihren paarweisen, glänzendweißen Beeren spielte schon in dem Götterglauben der Kelten und Germanen eine hervorragende Rolle und noch heute erseht in England der mistletoe (Mittelzweig) die Stelle unseres Weihnachtsbaumes.

Die Zahl der fremden Gäste unseres Waldes übertrifft die der einheimischen Bewohner um das drei- bis vierfache. Zu der kleinblättrigen Linde hat sich ihre großblättrige Schwester gestellt, und leicht ist sie an der weichen Behaarung der Blätter von ihr zu unterscheiden. Der Ahorn hat sich in unseren drei deutschen und mehreren ausländischen Vertretern eingefunden. Die Platane, ein Mitglied der vaterlandslosen Rote — ihre Heimath ist nämlich unbekannt — wird man ohne Schwierigkeit durch die glatte, abblätternde Rinde, durch die hängenden Fruchtbälchen vom Ahorn trennen; und wenn ich noch sage, daß sie es ist, die die herrliche Baumgruppe am Nordufer des Neuen Sees bildet („Künstlerbank“), so wird sie wohl jeder kennen. Ein Fremdling, den man gleichfalls nur bei ganz oberflächlicher Betrachtung mit einem Ahorn verwechseln könnte, ist unser nordamerikanischer Gast, der Tulpenbaum. Ein besonders schönes Exemplar steht am Rande des Parks zwischen Regenten- und Bendlerstraße. Diese wissenschaftlich hochinteressante Pflanze, die in früheren Erdperioden (Tertiär) einen bedeutend umfangreicheren Verbreitungskreis hatte, geht aber nur noch auf die Südoststaaten Nordamerika's beschränkt ist, bringt Ende Juli, Anfang August tulpengroße, tulpenähnliche, tulpenbunte Blüten und weißtiefert mit denen der Magnolie an Schönheit — kein Wunder, sind sie doch nahe Verwandte. Von den fünf im Parke vorkommenden Pappelarten ist wohl (außer der Zitterpappel?) nicht eine als Ureinwohnerin zu betrachten. Besonders möchte ich auf einige gewaltige Stämme der Weispappel am Neuen See aufmerksam machen. Die Korkkastanie hat sich in vier Arten eingestellt: Die gewöhnliche weißblühende Korkkastanie kam ursprünglich aus Griechenland; die gelbe, die kleinblühende, die rothblühende (Goldfischleich) haben aus Nordamerika den Weg über das Wasser zu uns gefunden. Die letzte wird oft irrthümlich als „echte“ Kastanie bezeichnet. Nein, sie hat mit dieser auch garnichts zu thun und steht ebenso wenig wie die gewöhnliche Korkkastanie zu ihr in irgend einem botanisch-verwandtschaftlichen Verhältnis. Die echte Kastanie ist meines Wissens nur in einem einzigen Exemplar am Rande des Thiergartens östlich der Friedrich-Wilhelm-Straße angepflanzt; sie reist zwar bei uns ihre Früchte nicht aus, aber im Herbst, wenn sie die dichtflächlichen Fruchtknospen abwirft, wird sich wohl schon manch' einer den Kopf über diese eigenartigen jungen Egel zerbrochen haben.

Neben der Vogelkirsche macht sich die Traubenkirsche (fälschlich oft als „Faulbaum“ bezeichnet) breit, deren Blüthentrauben in warmen Mainächten den ganzen Park mit ihrem Duft erfüllen. Verschiden, aber doch ihrer Würde sich bewußt, steht in ihren kleinen lauglänzenden Blättern die Weichelfirsche am Wege. Sie weiß, mancher Raucher schätzt ihren Wohlgeruch.

Noch zwei wichtige amerikanische Einwanderer sind zu nennen: die Robinie und die Gleditschie. Die Robinie ist unter dem Namen „Akazie“ allgemein bekannt, aber beide haben miteinander nichts oder nur wenig zu thun. Die Gleditschie erkennt man leicht an den kleineren Fiederblättern, den dreitheilig verzweigten Dornen, den langen, glänzend braunen Fruchtkapseln.

An Nadelhölzern hat Nordamerika ihre Weymouthskiefer und eine der eigenartigen Erscheinungen der ganzen Pflanzenwelt: Taxodium disticum beigeleuert. Es ist mir in zwei Exemplaren am Denkmal Friedrich Wilhelm III. aufgefallen. Dieser Baum hatte früher (Tertiär) den gleichen Verbreitungskreis wie der oben erwähnte Tulpenbaum und hat sich auch in dem gleichen Gebiet wie er, in den Südstaaten der Union, erhalten. Im Herbst wirft er nicht nur die hellgrünen Nadeln, sondern die ganzen jungen Aestchen ab und erseht sie im nächsten Frühjahr durch neue Sprossen. Auf sumpfigem Boden treiben die Burjeln knollige Auswüchse zur Oberfläche, deren Zweck es vielleicht ist (mit Sicherheit ist es nicht nachgewiesen), ihnen Luft zuzuführen. Die Eibe ist in unserer deutschen Art und z. B. am Schneckenberg in einer japanischen kurzadeligen Form häufig an Feden und Begrändern angepflanzt. Es ist wohl mit Bestimmtheit anzunehmen, daß die Eibe in früheren Jahrhunderten im Thiergarten wild wuchs; soll doch der berühmte Eibenbaum im Garten des Herrenhauses ein Ueberbleibsel aus jener Zeit sein. Die heutigen Büsche sind, wie schon aus ihrer Stellung (an Feden und Begrändern) ersichtlich, alle Kultivirte. Die Fichte ist vielfach als Dekorationsbaum auf großen Rasenflächen und an Durchbliden angesiedelt worden. Eine Anpflanzung von Edelkastanien ist mir nicht bekannt, doch ist ihr Fehlen zum mindesten unwahrscheinlich; die silberweißen Längsrillen auf der Unterseite der dunkelgrünen am Ende eingekerbten Nadeln machen es leicht, sie von der Fichte zu unterscheiden. Soviel von den angepflanzten Bäumen.

(Schluß folgt.)

Kleines Feuilleton.

— Arbeit. Den internationalen Kongreß für Arbeiterschutz grüßt die „Zürcher Post“ mit folgenden Sätzen: Was uns erquickt und labt, was unser Dasein verschönt und adelt, wir dankens der Arbeit jener Millionen, die vor uns unter der Sonne gewandelt und die nichts hatten von ihren Mähen als den blaffen Tod. Sie sind vergessen, es meldet ihren Namen kein Lied, kein Heldentuch. Wir genießen, was sie erwarben, Hirn und Schweiß dran sehend, hart sich plagend, und achtlos schreiten wir vorüber an Gebilden, die sie zu ihren Triumphen rechneten, welche ihr brechendes Auge vor Freude leuchtend noch werden sah. Ist nicht die Geschichte eines elenden rothigen Nagels unendlich bedeutender als die Annalen sämtlicher fürstlichen Dynastien? Wie gewaltig der Weg der Konfektion von Adams Feigenblatt bis zu Herrn Bundesrath Deucher's Grad! Keine Frucht auf unserm Tische, deren Güte nicht durch menschlichen Fleiß verdoppelt worden wäre. Keine Blume, die nicht dem Gärtner erhöhten Glanz und Duft verdankt. Kein Wald, der nicht aus weitester Ferne Bäume erhielt, — selbst Fischotter, Stall und Hühnerhof wissen von Wandlung und Invasion ganz Märchenhaftes zu erzählen. Die Natur gab, was sie just entbehren konnte — die Edelmetalle verbarg sie tief unter der Decke — und Geschlecht um Geschlecht hatte die Gaben erst umzumodeln, zu veredeln. Fortsetzung ist all unser Thun. Wie wir die Partner der Lebenden, sind wir noch mehr die der Verstorbenen. Tausend und tausend unsichtbare Fäden reichen hinunter in Gräber, verknüpfen uns mit der Vergangenheit. Denn was man ist, das blieb man andern schuldig, — so dachte Goethe. Die Vorgänger ließen ein herrlich Erbe; es erwächst uns daraus die Pflicht anständig zu sein gegen Nachfolger.

Von Vätern haben wir Bebautes übernommen
Nichts Wüßtes soll der Enkel überkommen.

Arbeiten heißt beten, sagte Paul Courier. Störe man die Beter nicht, — Schütz dem Volk der Arbeit . . .

Theater.

— Das „Theater des Westens“, das unter der Direktion des Herrn A. Prasz, des gleichzeitigen Leiters des „Berliner Theaters“, als „Goethe-Theater“ am 11. September seine Pforten öffnet, bringt als Eröffnungs-Vorstellung Goethe's „Faust“ zur Aufführung, und zwar wird Frau Theresina Schner das Gretchen, Herr Sommerstorff den Faust und Herr Ludwig Stahl den Mephisto zur Darstellung bringen. — Als erste Novität wird „Im Dienste der Pflicht“, Schauspiel in 4 Akten von Ernst Wichert gegeben werden. —

— Die Einakter-Trilogie „Morituri“ von Hermann Sudermann, deren Aufführung an der Hofbühne in Karlsruhe bisher hintangehalten wurde, ist nunmehr von dem Intendanten Bärlein in den Spielplan aufgenommen worden. —

Musik.

— er—. Linden-Theater. Das besagtenwerthe künstlerische Tiefniveau der heutigen Operette wird schwerlich durch die jüngste Novität dieses Theaters auf eine höhere Stufe gehoben werden. Das Libretto des „Herrn Beaudouin“ ist dem bekannten Lustspiele Tenelli's „Die Mönche“ entnommen, ohne den verblähten Harmlosigkeiten eines lebenswürdigen soldatischen Schwerenötherthums neuen Reiz verliehen zu haben. Die Art, wie Herr Caspmann die beiden Musketiere in Mönchsverkleidung sich ihre Liebchen aus dem Damenlist holen läßt, ist wenig ergötzlich und fällt mit ihrem kurzen Athem die drei Akte des Theaterabends nicht aus. Die Musik des Herrn Fritz Baselt verräth in mancher diskreten Feinheit der Orchestrierung und melodischen Erfindung, wie in dem Männerterzett des ersten und in einem Duett des zweiten Aufzuges, das Streben eines gebildeten Musikers, über die routinirten Spektakeltrivialitäten der modernen Operette hinauszukommen. Die sympathische Vornehmheit dieser Absicht schlug leider in das langweilige Gegentheil um, so daß die Musik Baselt's schließlich blutleer, phantasielos und baar an lebendigem Gehalte erschien. Das Buch Caspmann's ohne Grazie und Wit, die Musik Baselt's ohne Plastik und sinnliche Fassung — mußte das Publikum nicht an die heiteren Stunden denken, welche ihm vor zwei Jahren „Die Musketiere im Damenlist“ mit der zarten und geistvollen Musik Barney's im Alexanderplatz-Theater bereitet hatten? Für den Erfolg der Novität war die Darstellung im Linden-Theater geradezu verhängnisvoll. Wie der erprobten Kenntniß des Direktors Frische, daß das Berliner Publikum doch nur bis zu einer unüberschreitbaren Grenze Entfaltungsfähigkeit berechtigter Ansprüche besitzt, die tremolierende Unmöglichkeit des Fräulein Foreseu und des, seine armen Hals- und Kehlkopfmuskeln erbarmungslos forcierten Tenors Adler entgegen konnte, ist kaum erklärlich. Auch das talentirte Anfängerthum und die herbe Dünne des Fräulein Asle reichen für eine erste Soubrette heute noch nicht aus; die Jahre werden wohl die reife Routine bringen, die wir leider als einzigen künstlerischen Besitz, dem ebenfalls neu engagirten Fräulein Hochfeld zuzuerkennen vermögen. Wenn wir noch erwähnen, daß Herr Siegmund ein wirklich komisches Naturell zu besitzen scheint, und daß es Herrn Kapellmeister Korolanyi gelang, sein operettenfremdes und des Zueinander-spielens unkundiges Orchester möglichst zu diszipliniren, so scheiden wir von der musikalischen Neuheit mit der Erinnerung an das in

Duft und Amnuth getauchte Menuett Boccherini's, das Herr Baselt als seinen besten Einfall im zweiten Akte tanzen und singen läßt. —

Völkerrunde.

— In einem Aufsatz über Sitten und Gebräuche der Annamiten erzählte Paul Mimande folgende Anekdote. Man hatte im Lande der Annamiten einen Räuberhauptmann namens Voi Giang gefangen, dem zahlreiche Morde, Diebstähle und Plünderungen zur Last gelegt waren. Er wurde zum Tode verurtheilt, die Vollstreckung des Urtheils aber aus einem nicht ganz aufgeklärten Grunde auf einige Tage verschoben. Nun aber änderte sich auch seine Lage. Man nahm ihm sein Sträflingsgewand ab; er bekam das blaue Kleid des freien Mannes zurück. Und der Statthalter lud ihn sammt dem Richter zu einem Mahle. Der Statthalter wurde aber von seinem seltsamen Gaste so eingenommen, daß er ihn zum Schluß hat, ein Zimmer seines Palastes zu beziehen. Er überhäufte ihn mit zarten Aufmerksamkeit und, um ihm die Zeit auf angenehme Weise zu vertreiben, ließ er ihm zu Ehren eine Theatervorstellung veranstalten. Der Verurtheilte unterhielt sich einige tagelang ausgezeichnet. Als der Statthalter eines Abends eine bekümmerte Miene zeigte, fragte ihn Voi Giang voll Antheilnahme: „Fehlt Euch was, theurer Herr?“ — „O, es ist nichts, ich vermissere Dich: gar nichts.“ — „D, doch, ich bitte Euch . . .“ — „Nun, wenn Du's durchaus wissen willst, ich denke daran, daß ich Dich morgen früh muß hinrichten lassen, das thut mir weh! Es gefiel mir so gut in Deiner Gesellschaft — daß das dazwischen kommen muß, das ärgert mich, mein Wort!“ Voi Giang erwiderte höflich, daß ihm auch seinerseits die Unterbrechung des so angenehmen Verkehrs leid thue. Darauf trennten sich die beiden, der Statthalter ging in sein Zimmer, der andere aber zum letzten Schlaf ins Gefängniß. Dem tags darauf — in Anwesenheit des Statthalters und des Richters — fiel sein Haupt aufs Schaffot. —

Aus dem Thierreiche.

— Daß es zwei Arten von Giraffen giebt, konnte B. G. de Winton durch Untersuchung einer größeren Zahl von Häuten und Schädeln feststellen (Proc. zool. Soc. London 1897 Pt. 1). Die eine, Giraffa Camelopardalis L., ist aus Nordafrika (Gallaland, Somaliland, Abessinien, Kordofan, bis Senegambien) beschränkt. Sie ist von heller Farbe, mit ganzen, scharf begrenzten Flecken. Die Beine unterhalb des Knies und der Ellenbogen sind weiß. Die Hörner sind groß, stark, nach hinten gerichtet. Borne auf der Stirne, zwischen den Augen, hat sie noch ein drittes Horn von 3—5 Zoll Länge. — Die zweite Art, Giraffa capensis Less., kommt nur südlich des Äquators, vom Orangelufluß bis zum Zambesi vor, dann wieder nördlich in Deutsch- und Englisch-Niasira. Sie ist dunkler, mit unterbrochenen, nicht scharf abgesetzten Flecken. Die Beine sind bis an die Hufe gezeichnet. Die Hörner sind kleiner, steiler. Statt des dritten Hornes hat sie nur einen Höcker. — In der Größe unterscheiden sich beide Arten nicht. Die Farbe variiert sehr. Alte Männchen sind dunkler. Auch die Osteologie des Schädels zeigt Unterschiede der beiden Arten. Beide Arten haben sechs Backenzähne in jedem Kiefer. Schon G. Geoffroy-St. Hilaire erwähnte die Verschiedenheit der beiden Arten. —

(„Naturwiss. Wochenschr.“)

Geographisches.

ie. Ueber die Entstehung des Nördlichen Eismeres hat der englische Geologe Gregory in einer Arbeit über „Arktische Probleme“ eine Untersuchung angestellt. Früher hielt man das Eismeer für ein ganz flaches Becken, das noch große Flächen unentdeckten Landes enthalten sollte. Seitdem nun Hansen festgestellt hat, daß das Eismeer stellenweise eine sehr erhebliche Tiefe besitzt, ist die Meinung der Geographen umgeschlagen und neigt sich jetzt dahin, in dem Nördlichen Eismeer einen ebensolchen Ozean zu sehen wie in den anderen großen Ozeanen. Gregory will dagegen zeigen, daß das Eismeer durch eine Zertrümmerung der arktischen Ländermassen in verhältnißmäßig neuer Zeit entstanden ist. Es ist auffällig, daß die Gestade des Nördlichen Polarmeeres in allen Erdtheilen nahezu dieselbe Pflanzenwelt aufweisen, während die gegenüberliegenden Küsten der anderen großen Ozeane z. B. die Ost- und die Westküste der Atlantis einen bedeutenden Unterschied in ihrer Vegetation zeigen. Dies erscheint Gregory als ein Beweis, daß die Gestade des nördlichen Eismeres noch vor nicht allzulanger Zeit miteinander in Verbindung standen, während die Küsten z. B. des Atlantischen Ozeans schon seit den frühesten Perioden der Erdgeschichte durch das Meer von einander getrennt waren. Außerdem macht Gregory darauf aufmerksam, daß es in der Umgebung des nördlichen Eismeres zahlreiche Gebirge giebt, die von Nord nach Süd streichen, z. B. den Ural, der seine Fortsetzung in Nowaja Semlja hat, und das Berchojanskische Gebirge, das sich in den neufibirischen Inseln fortsetzt. Diese Gebirge müssen früher weiter nach Norden hinauf gereicht haben und deuten also darauf hin, daß damals an stelle des Eismeres noch eine große Landmasse bestand. —

Meteorologisches.

— Ueber die periodische Wiederkehr kalter und warmer Jahre veröffentlicht Dr. F. Maurer in der „Meteorol. Ztschr.“ eine Abhandlung, deren Endergebnis folgendes ist. In gewissen Zeiträumen, vielfach von etwa 15 Jahren, wechseln Wärmeperioden mit Kälteperioden ab. Die Wärmeperioden weisen neben den warmen Sommern auch die mildesten Winter auf, in den Kälte-

perioden dagegen tritt neben den kühlen Sommern auch die Mehrzahl sehr strenger Winter auf, während die mäßig kalten Winter auf Wärme- und Kälteperioden nahezu gleichmäßig verteilt sind. Da kaum ein Zweifel hierüber bestehen kann, daß die sogenannten säkularen Temperaturschwankungen sich auch in Zukunft wiederholen werden, so ist anzunehmen, daß die nächste voraussichtlich um die Wende des Jahrhunderts beginnende Wärmeperiode sich durch die Wiederkehr einer Reihe warmer und sehr warmer Sommer neben vereinzelten sehr milden Wintern im westlichen Mitteleuropa bemerkbar machen wird. —

Astronomisches.

t. Ein neuer veränderlicher Stern ist von dem Astronomen Anderson in Edinburgh entdeckt worden; derselbe steht in dem schönen Sternbilde „Haupthaar der Berenice“ und wurde am 20. Mai d. J. zum ersten Male gesehen. Der Beobachter stellte fest, daß der Stern in dem großen Bonner Sternkatalog nicht verzeichnet war. Nach zehn Tagen erschien die Helligkeit des Sternes noch ziemlich unverändert, im vorigen Monate wurde dann gefunden, daß der neue Stern etwas heller war als zwei benachbarte Sterne von neuem Größe. Nach welcher Regel das Licht des Sternes wechselt, muß erst durch weitere Beobachtungen ermittelt werden. —

Bergbau.

— Goldfunde in Kamtschatka. Dem „Daily Chronicle“ wird aus Rußland gemeldet, daß die nach Ochotsk, in Kamtschatka, von der russischen Regierung ausgesandte Bergwerks-Expedition am ochotskischen Meere zwölf reiche Goldfelder an den Flüssen Artisch, Memooja, Pantara und anderswo entdeckt hat. Gegenwärtig zieht die Expedition in die Gegenden nördlich von Ochotsk, um das Vorkommen von Kamtschatka nach Gold zu durchforschen. Die russische Regierung wird bald eine zweite Expedition nach Sibirien senden, um weitere Erhebungen über die sibirischen Goldfelder anzustellen. —

Technisches.

— Eine neue Parfümgewinnung. Wie der „Prometheus“ mittheilt, hat Herr Jacques Passy in einer der Pariser Akademien vorgelegte Arbeit eine neue Art der Parfümgewinnung beschrieben. Die Blumen zerfallen in zwei Klassen, eine, welche eine beträchtliche Menge Duftstoff fertig gebildet enthält, wie z. B. Rosen und Orangenblüthen, und solche, die den Duftstoff beständig in geringen Mengen bilden und verdunsten, aber stets nur eine kleine Menge desselben in Vorrath halten. Aus den Blumen der ersterwähnten Klasse kann der fertig gebildete Duftstoff in verschiedener Weise gewonnen werden, da es dabei nicht darauf ankommt, das Leben der Blume zu erhalten: 1. durch Destillation, 2. durch Einweichung (Maceration) in warmen Fetten und 3. durch Ausziehen mit flüchtigen Lösungsmitteln, wie Alkohol, Aether u. a. Diese drei Verfahren liefern etwas verschiedene, aber immer brauchbare Ergebnisse, wenn es sich eben um die Gewinnung eines in größeren Mengen fertig gebildeten Duftstoffes handelt. Bei den Blumen dagegen, deren Duftstoff sich nur allmählig und in geringen Mengen bildet, und zu dieser Abtheilung gehört die große Mehrzahl der Blumen, verwandte man bisher nur die sogenannte Enflourage, die in einer Schichtung der lebenden Blumen auf kalten Fettschichten in Hürden besteht, wobei die Blumen täglich erneuert werden, bis sich das Fett mit den Duftstoffen beladen hat — eine so arbeitsvolle und unergiebige Methode, daß Herr Passy folgende bessere Veranstaltung erdacht hat: Die Aufgabe bestand darin, das Leben und die Gesundheit der Blume auch nach dem Pflücken so lange wie möglich zu erhalten, und dazu eignete sich kein Mittel besser als völliges Eintauchen in Wasser, welches gleichzeitig den Duftstoff aufnimmt, wobei ein kleiner Salzsaug nützlich wirkt, indem er durch seine osmotische Wirkung das Leben der Blumen verlängert. In dem Maße, wie sich dieses Wasser mit dem Duftstoff beladen hat, wird es durch neues Wasser ersetzt und das Parfüm durch Ausschütteln des Wassers mit Aether gewonnen. Bei einer gewissen Anzahl von Blumen, deren Duftstoff mit Erfolg zu gewinnen bisher nicht glücken wollte, z. B. den Maiglöckchen, gab das neue Verfahren günstige Erfolge. —

Humoristisches.

— Mißverständen. In Glatz lebte in den vierziger Jahren ein Stülpelater, der das Silhouettiren betrieb. Vor Erfindung der Photographie bestanden die Ahnengalerien der ärmeren Leute aus Silhouetten. Eines Tages bestellte nun ein Bauer von abschreckender Häßlichkeit zu einem schwarzen Bild. Der geistliche Künstler, der an ästhetischer Empfindsamkeit litt, hatte keine Lust, sich mit diesem Gesichte zu befassen, und sagte: Ich kann nicht. — Warum denn nicht? — Ich habe keinen Storchschnabel (Instrument, das man zum Verkleinern einer Zeichnung braucht). — Braucha Se do derzunte ein Storchschnabel? — Ja freilich. — Nu, do war ich sahn, daß ich en kriege. — Meinnetwegen. — Acht Tage darauf kommt der Mann wieder und trägt ein rundliches Etwas in der Hand, das in ein blaues Taschentuch gehüllt ist. „En Storchschnabel hoa ich nee gekriegt,“ sagt er; „do breng ich halt ene Uchsaugusche (Dachsenmaul), vielleicht giehts do dermitte au.“ — (Bresl. Morg.-Z.)

— „Jetzt geht's los!“ Der „Frl. Stg.“ wird aus Beyerndorf geschrieben: Der hiesige Gesangverein „Germania“ beging das

Fest seiner Fahnenweihe in der üblichen Weise. Auch zwölf Ehrentugendfrauen wirkten hierbei mit und zur Erinnerung an den denkwürdigen Tag wollten sich die reichgeschmückten Schönen photographiren lassen. Auf einem hohen Podium nehmen sie Platz, der Photograph arrangirt die Gruppe wirkungsvoll. Nach einem leichten prüfenden Blick, dann ruft er bedeutungsvoll: „Recht freundlich, meine Damen, jetzt geht's los!“ Sein Kopf verschwand unter dem Lupe des Apparates. Und es ging los! Mit fürchterlichem Krachen brachen die Bretter des Podiums durch, und Beine, Arme, Köpfe, weiße Kleider und bunte Unterröcke bildeten ein wüßtes Chaos. Zum Glück blieben alle Knochen heil, nur verschiedene Schrammen und Beulen sind den Betheiligten als Erinnerung an die verfrachtete Aufnahme geblieben. —

Vermischtes vom Tage.

— Hermann Scherenberg, der langjährige Illustrator des „M.“ ist, 70 Jahre alt, gestorben. —

— 300 Zentner Maikäfer sind nach den amtlichen Listen im Süderdithmarschen gesammelt worden. Für das Pfund wurden durchschnittlich 4—5 Pfennige gezahlt. —

— Den „B. N. N.“ wird aus Celle gemeldet, daß die Staatsanwaltschaft auf die Ermittlung des Urheber's des am 14. August bei Celle erfolgten Eisenbahnunglücks auf Veranlassung des Ministers der öffentlichen Arbeiten eine Belohnung von 3000 Mark ausgesetzt hat. —

— Greifswald, 22. August. Auf dem einer hiesigen Rhederei gehörigen Frachtdampfer „Fris“ ereignete sich gestern Abend im Stettiner Hafen eine Kessel-Explosion. Ein Mann wird vermißt, zwei sind verwundet. Das Schiff ist flott. —

— Ein sackgrober Todter. Auf einem sachsen-altenburgischen Friedhofe befindet sich ein Grab, dessen Insassen ein merkwürdiger Grobian gewesen sein muß, da er sich als solcher auch noch im Tode ein Angedenken zu wahren versucht hat. Auf seinem Grabe liegt nämlich eine Steinplatte mit einer Inschrift, welche ohne Angabe des Namens und Sterbejahres nur die Worte enthält: „Marisch fort, Beser! Verliere hier Deine Zeit nicht mit Lesen alberner Prosa und schlechter Verse! Was mich betrifft, so sagt Dir mein Grab, was ich bin; was ich war, geht Dir einen Dreck an!“ —

— Eisenbahn-Unfälle. Aus Schönebeck bei Magdeburg berichtet ein Telegramm: Am 21. August, abends 9 Uhr, ist der in der Einfahrt begriffene Personenzug 90 hinter Weiche 84a mit 6 Wagen entgleist und ist ein Wagen erheblich beschädigt. Acht Reisende, und zwar Korbmacher Krüger und dessen Gieffrau aus Magdeburg, Korbmacher Gahmann aus Magdeburg, Frau Kaufmann Lindemann aus Schönebeck, Korbmacher Patsche aus Schönebeck, Kaufmann Liebert aus Berlin, Frau Arbeiter Boch aus Berlin und Pferdewechter Meier aus Großsalze sind so leicht verletzt, daß sie sofort nach ihrer Wohnung gehen oder die Reise fortsetzen konnten. Betriebsstörungen sind nicht eingetreten. — Aus München wird unterm 22. August gemeldet: Der Personenzug 613 (München-Lindau) stieß gestern, Sonnabend, den 21. August, bei der Einfahrt in die Station Bruck (bei München) auf die auf dem Hallengeleise über den Kreuzungsblock etwas hinausstehende Maschine des Zuges 2112. Hierbei erlitten fünf Reisende unbedeutende Kontusionen. Der Zugführer des Zuges 613 fiel durch den Stoß vom Bremssitz des Dienstwagens herab und verlor das Bewußtsein, erlitt jedoch keine Verletzungen. —

— Von Bierlingen entbunden wurde in Köln die Frau eines Tagelöhners. Es sind lauter Mädchen. —

— Aus Spalt wird den „M. N. N.“ geschrieben: Der „Reiz-Bote“ hatte kürzlich ein von dem Rentame Spalt über die Spalter Verhältnisse abgegebenes Gutachten einer absälligen Kritik unterzogen. Bald darauf wurden dem dortigen Rentamts-Offizianten drei Fenster eingeworfen, was er auf den „aufreizenden“ Artikel des „Reiz-Boten“ zurückführte, weswegen er auch der Redaktion eine Rechnung auf 1 M. 20 Pf. lautend zur Zahlung übersandte. Der „Reiz-Bote“ erwidert nun hierauf: „Wenn der gute Mann so lange gesund bleibt, bis wir seine Rechnung bezahlen, dann wird er in seinem Leben nie krank.“

— In Engolling (Bayern) hat ein Bauer nach kurzem Wortwechsel seinen eigenen Sohn erstochen. —

— Die schwere Chausseewalze. Die „Fb. Stg.“ erzählt folgende Schurre: In einem freundlichen Thälchen unserer Gegend benötigte man kürzlich anlässlich der eben beendigten Straßenkorrektur einer Straßenwalze, die beim Gebrauche mit Wasser gefüllt wird. Schwer feußten die sechs Roffe vor dem Ungethüm und auch der Fuhrmann verwunderte sich daß über die Schwere dieser Maschine. Erst am neuen Gebrauchsorte klärte sich der Thätbestand auf. Der Fuhrmann hatte nämlich von dem mehrere Stunden entfernten Standorte der Walze auch gleich das nötige Wasser im Gewichte von etwa 30 Zentnern mitgebracht. —

— Durch ein großes Feuer ist die ganze Gemeinde Bajdasla (Ungarn) vernichtet worden. 150 Bohnhäuser wurden eingäschert, die ganze eingehelmste Ernte ist mitverbrannt. —

— In Athen ist einer der größten Gebäudelkomplexe, das Haus Melas, niedergebrannt. —